



Vom letzten Serbenkaiser.

Das Amfelsfeld, die Stätte jener weltgeschichtlichen Tragödie, welche in Serbien gefeiert worden ist, liegt im Centrum der Balkan-Halbinsel, so recht im Herzen jenes Altserbiens, welches trotz aller Expansionsbestrebungen der Osmanen noch heute unmittelbare türkische Provinz geblieben ist. Dort, inmitten einer Wildnis, welcher die das Schlachtfeld durchziehende Lokomotive vergebens einen gewissen zivilisatorischen Fortschritt zu geben versucht hat, dehnt sich schier unmaßlosbar jene Ebene aus, auf welcher der ferbliche Kaiser Lazar und der osmanische Sultan Murad I. um Krone, Leben und Welt Herrschaft gewürfelt haben. Das Kosoowo Polje, auf welchem die Entscheidung fiel, liegt, um uns geographisch genauer auszudrücken, zwanzig Kilometer „au dela“ des Mitrowitz, wo es im Berliner Vertrag heißt, hart an dem Schienenstrange, der von letzterem Orte nach Saloniki führt. Dort, zunächst der Station Buchten, wo die Bahn von einem Ufer des Sinitzflusses auf das andere hinüber wechelt, streckt sich eine von weissen Hügeln umgrenzte, von zahlreichen Wäldern durchsetzte hügelige Prairie zwei Meilen lang, eine halbe Meile breit von den Ebenen das Kosoowo Polje, von den Magyaren, die damals auch mitkämpften, Rigomez, zu beidseitig das Amfelsfeld genannt. Einst bedeckte dicke Wälder jene Höhen, bildende Städte und Dörfer bildeten des Hales Amfelfeld, liebliche Wälder, fruchtbare Kulturen durchzogen die Ebene und ein fröhliches Pflanzensystem baute in jenen Furchen, in deren Grün hunderttausende gedehnte Säuger, die Amfeln, das Lob des Schöpfers sangen. Seiher ist des Osmanen eiserner Fuß über dies Eden niederdrückend dahingestritten, ausgedorrt sind die Wälder, niedergebaut die fröhlichen Gaine, zerstampft die Felder, in Schutz und Wäde die Dörfer und Städte gekümmert.

Seit dem Tage auf den fatalen Schlachtfeldern, wo die Neufürstendynastie des Hunnenkönigs Atilla sich mit den weströmischen Legionen des Natus mochte, seit dem Tage von Pottiers, an welchem der große Vorkämpfer des Christentums, der Kaiser Maximilian, die Wälder der Herrschaft in Frankreich vernichtete, hatte Europa noch keine so blutige, noch keine so bunte Schlacht gesehen, wie jene auf dem Amfelsfeld. Wer nennt die Wälder, nennt die Namen, die, feindlich tief zusammengefallen. Vst große Nationen jener Zeit stritten im Heere Kaiser Lazars, Serben und Bulgaren, Kroaten und Bosnier, Walachen und Albanen, ja selbst Ungarn und Polen hatten ihre Kontingente gestellt. Und erst auf der Seite der Osmanen, welches bunte Farbenspiel! Kleinsten Krieger neben den Lanzenreitern Nismediens, das Volk der Mittelmeerinseln, Schuler an Schuler, mit den Mannen des Albanens und der Herden des fernen Arabiens, die Wälder der Wüste an der Seite der Stämme, die den Pontus Eurinus umwohnten. Aber nicht blos der Halbmond schmückte über den Streifen des Islams, auch Kreuzesfähnen flatterten den Trossen des Sultans herab voran; die christlichen Bundeskrieger Lazars prüften in der Schlacht am Amfelsfeld die Schärfe ihrer Schwerter an Christi.

Schon seit vielen Jahren hatte der graubärtige Greis mit dem Säuglingsherzen, Sultan Murad I., der Entel des Landesführers Osman, die begehrtlichen Hände nach dem slavischen Kaiserreich ausgestreckt und mit hunderttausenden seiner eifernen Endboten an die goldenen Pforten jener Bornauer der Christenheit gepocht. Aber die äußere Gefahr ließ nicht die inneren, oft heillosen Zwistigkeiten verfluchen. Ein christliches Reich der Balkan-Halbinsel nach dem andern ließ sich aus kleinstem Sonderinteresse zum Scherengedienste gegen den glaubensverwandten Nachbar bereitwillig. So war, dank der inneren Verwirrung, im Sandumbruch das oströmische Reich dem Türken tributär gemacht, die Bulgare vernichtet, der Basall wandelte sich zum Schutzherren und nachdem erst das Bündel Heile auseinandergefallen, ward jeder einzelne leicht durch die eiserne Faust des muslimanischen Eroberers zerbrochen. Erst als es zu spät geworden, als bereits die ganze Balkan-Halbinsel von dem eifernden Trit der nahenden Janitscharen-Regimenter widerhalte, da fielen die Schuppen von den Augen der verblendeten christlichen Despoten, da versprach man den getrockneten Wäldern das Blau vom Himmel, versündete lauen Bundesgenossen einen Heben Landes um den andern und brachte so mit Ach und Weh, um der muslimanischen Invasion willen, sich zu begeben — ein für jene Zeiten überwaltendes Heer auf die Weite.

Auf dem Amfelsfeld lagerten sich am 14. Juni 1389 alten Stiles — die Serben beargerten auf ihrem Datum — die beiden Heere. Stolze Siegeshoffnung schwellte die Brust der christlichen Krieger, war doch die Uebermacht auf ihrer Seite, während düstere Resignation in generischen Lager herrschte. Frühlich polulierten die Generale Kaiser Lazars, mächtige Silberbunpen, „Strawiza“ genannt, freuten herum und nur eine Sorge bestürmte die Smanen, nämlich jene, daß der Feind zu rasch entweichen würde. Sprach doch im Kriegstratze Georg Rastriota, der Vater des getragenen Ständerbergs, trunkenen Muthe die Befürchtung aus, daß Murad nachlässiger Fersengeld nehmen und die Besorgung der flüchtigen Türken sich recht mühselig gestalten würde. Todtenfülle

lagerte hingegen über dem Osmanenheere. Die Meinung der Heerführer war getheilt, viele riefen den Rückzug an, Andere wieder, wie Prinz Sabub, des Sultans zweiter Sohn, verlangten, daß die zahlreichen Kameele vor der Front des Heeres geschaart werden sollten, um, wie feinerzeit der Christenkönig Pyrrhus es mit seinen Elefanten in der ersten Römerschlacht gethan, durch den ungewohnten Anblick jener Wärsenheere die Serben in Verwirrung zu bringen. Der korakische Kronprinz Bajazid trat jedoch der Ansicht seines Bruders entgegen mit den Worten: „Bei Allah, solche Kriegslust thut dem Vertrauen auf Gott Abbruch.“ Großvezier Ali Pascha hinwieder erholte sich einen Rath durch das sogenannte Wärsenheer. Es war dies damals Mode bei den türkischen Generalen und ein äußerst bequemes Anstandsmitel für Leute, denen das Nachdenken Kopfschmerz machte. Mit einer starken Plabed lag der Feind einfach in einen Koran und der Koranvers, auf welchem die Wärsenheere hatten blies, wurde zum Orakel. Der betreffende Vers aber, der beim Wärsenheer auf dem Amfelsfeld die Antwort auf die Frage ertheilte, lautete also: „D. Prophet, bekämpfe die Ungläubigen und Steig ihr; fürwahr, ist wird eine große Schaar bestigt durch eine Feind.“ Das gab der Anführer schlag, der Kampf der Wärsenheer gegen die Uebermacht ward beschloffen, der 70jährige graubärtige Sultan aber ward beschloffen, auf seine Knie und inmitten seiner Paladine, umgeben von seinem Heere, feste er umgürtet vom ersten Frühlicht um die Gnade, heute zwar als Märtyrer seines Glaubens, aber als Sieger sterben zu dürfen.

Noch stand die Sonne nicht im Zenith und sein Gebet ward erhört. Allah hatte den Sieg den Streikern des Islams geschenkt, Kaiser Murad jedoch zum Untergang seines Volkes gemacht. Von den 35 osmanischen Sultanen starben 15 eines gewaltsamen Todes, er jedoch als einziger den Tod des Felben auf dem Schlachtfeld.

Die Schlacht begann, ein Kampf Mann gegen Mann, schließlich Fetatomben Gekranger, die vom Sieger den Mannen der Gefallenen dargebracht wurden. Der Krieger tritt nach dem letzten Ab, um dem Schatzkammer und seiner schauerlichen Fortige Plag zu machen; es wird gepoert, was dem Schwerte der Schlacht entronnen. So geschaltete sich die Schlacht auf dem Amfelsfeld. Sieger und Besiegter müssen ihr Leben lassen, jener durch den Dolchschiff des slavischen Nationalhelden, des Wojwoden Milosh Obilich, Edam des Kaisers Lazar, der, gleich einem Marcus Scaevola, sich in Murads Heil schlug, und den Despoten niederstieß, dieser hinwieder als Sühnopfer, um fettenbeladen unter dem Weile des Henters zu verbluten. Lazar hatte die Schlacht hin- und hergeworfen. Kaiser Lazar, der das Centrum kommandirt hatte, vollbrachte Wunder der Tapferkeit, gleich seinem Edam Brantobics, der den rechten Flügel besetzte und welcher von dem Serbenvolk mit Unrecht zum Verräther stigmatisirt wurde. Gar wader hielten sich anfangs auch die bosnischen Truppen, welche der Vostierkönig Stefan Drardio ins Treffen führte. Aber der Unterfeldherr dieses Despoten, Blabo Hranits, verriet in dem trübseligen Augenblicke die Seinen, machte Rehr und konzentrirte sich richwärts. Trodhem ward der linke Flügel der Osmanen, den Prinz Jabus befehligte, zum Weichen gebracht. Die Iprag, als Alles auf der Schneide stand, Bajazid, der „Wetterstrahl“, wie ihn die Thrken, die „Geißel Gottes“, wie ihn die Christen nannten, mit hochgeschwungener Eisenkeule habere und wandelt Niederlage in Sieg. „In Augenblicke, da“, wie der türkische Reichshistoriograph Seadebin berichtet, „durch Ströme von Blut die diamantenen Klängen in Hysoginhere, der Speere spiegelnder Stahl in Rubin, durch die Menge abgeschlagener Köpfe und rollender Turbane das Schlachtfeld in ein vielartiges Talpenbeet verwandelt worden.“

Von des Wärsens Obilich's Dolch zu Tod getroffen, lag Sultan Murad im Sterben, da heichte er die Gegenwart seines Gegners Jar Lazar, der durch einen Sturz vom Pferde zum Gefangenen gemacht worden war. Der Sterbende befohl seinen Wärsenheer, das kaiserliche Haupt vom Kampfe zu trennen und so geschah es. So hatte Lazar vor seinem Tode den Feind sterbend, dieser aber im Sterben den Feind schon todt erblickt. Aber nicht allein die Besiegten raffte die Schärfe des Hentersbells hinweg, sie traf auch die Sieger selber. Beide Herrscher, Murad und Lazar, hatte der Tod hinweggerafft. Bajazid ward der lahende Erbe Weider. Aber zwischen ihm und dem Throne stand noch ein Bruder, Prinz Jabus, einer der osmanischen Felben aus der Amfelschlacht. Ein Wint von des neuen Herrschers Hand und die furchtbaren Larven der Verschmittenen umzingelten das Felt des siegherigen Kaiserhofes, der Wust gab sein Fetwa, „daß Hinrichtung wohlthätiger sei denn Bürgerkrieg“ und Prinz Jabus hatte ausgelebt. Die Regierung Bajazids begann mit einem Brudermorde. Der neue Sultan, der sich auf dem Amfelsfeld zwei Kronen gepoht, trachtete nun nach der Welt Herrschaft. Einst selbst gab er damit ein Dementi, denn sein Wärsenheer lautete bis dahin nach den Worten der Schrift: „Die Welt ist ein Las und der ihrer begehrt, ein Hund.“ Trodhem begehrt er nach dem über Olydent und Orient waltenden Szepter. Dreizehn Jahre nach der Amfelschlacht geriet über diesen Mächtigen ein noch Gemalhterer. Auf den Felbern von An-

gora ward Bajazids Macht gebrochen durch den schrecklichen Tamerlan und Bajazid starb zu Afscheher als Gefangener im Käfige Timur's.

Diensthboten-Clend.

Ich bin erst seit fünf Vierteljahren Herrin am eigenen Heerd und nannte mich bereits Sclavin von sieben einander folgenden Mägden.

Es ist mir, als sei es gestern gewesen, daß wir von unserer Sonnenbeglänzten Hochzeitreise im schönen Süden nach unserm nordlichen Heim kamen, und ich ziemlich flehrlaut in unserer zwar nicht leeren, aber desto wüthiger Wohnung stand. In wildem Durcheinander umgaben mich, der ordnenden Hand harrend, meine Zukunftsstöbel, Kisten und Kasten standen da unausgeräumt, von Speise und Trant keine Spur; dazu war mir alles fremd in der großen Stadt. Wenn du vielleicht glaubst, daß ich an meinem Manne in dieser Rathlosigkeit Hilfe gehabt hätte, so tröst dich; dieser, Geschäftsmann durch Geburt, vergrub sich nach der „unvergleichlichen langen Abovenheit“ so gleich in sein Comptoir, das Veräntume mußte nachgeholt, die jährliche Inventur gemacht werden.

„Vermiethtinnen sind unabweislich“, erklärte mein Mann und suchte ein Dienstmädchen durch Annonce. Daraufhin — es war mitten im Monat — erschien nur eine Einzige. Diese Ehre sah mir etwas fragwürdig aus und hatte keine Zeugnisse. Bei dem ersten Hause sie vorgab, zuletzt gebiert zu haben — es war in einer kleinen nicht weit entfernten Stadt — erlaubte mein Mann sich durch eine Postkarte mit bezogter Antwort nach dem Mädchen Margarethe. Die Antwort hieß aus: „Keine Antwort ist auch die Antwort“, sagte mein Mann, doch ich mußte ein Mädchen haben; als keine andere kam, mietete ich Margarethe. Nun ja, ich wurde dafür gestraft. Morgens, nachdem ich Feuer angezündet, den Kasse und die Betten gemacht hatte, erschien sie mit schlaftrunkenen Augen, ließ mir dann Fleisch und Gemüth vorbereiten, zerbrach alles, was sie in die Hand bekam, faulste fast noch ein Mal so theuer, wie sie in die Hand bekam, faulste glaublich lange aus, wenn sie eine kleine Besorgung zu machen hatte, und war überhaupt viele Stunden des Tages unsichtbar. Eines Sonntags, als wir Abends Gäste hatten, ging sie ohne mein Erlaubnis aus mit dem Kellerschlüssel in der Tasche und kehrte am Abend nicht wieder, so daß wir zu einer Weinhandlung unsere Zukunfts nehmen mußten. Mein Mann wollte sie vor die Thüre setzen lassen — du kennst ja mein weiches Herz — ich ließ mich durch ihre Thränen und Witten rühren und beschloß sie noch. Abends kam ich in die Küche, da stand sie und ließ sich von der Schneiderin ein Schlepplied von grünem Atlas mit Seiden-Einsätzen von weißem Wälsch anprobieren. Zoll für Zoll eine Königin! Harmlos wie ich war, wunderte ich mich, daß sie trotz der prächtigen Toilette nicht ein einziges Mal um Erlaubnis fragte, die Tanzgelegenheiten zu besuchen. Das hatte sie nicht nötig. Am Tage, nachdem ich sie entlassen hatte, sagten mir die Hausleute, daß sie Nacht für Nacht draußen zugebracht habe; des Hauschlüssels bedurfte sie nicht, denn sie kehrte erst Morgens von ihren nächtlichen Streifereien zurück. Warum hatten die Leute mir das nicht gesagt, als das Mädchen noch im Hause war? Auch liefen Rechnungen ein für Dinge, die sie auf meinem Namen geborgt und jedenfalls ihren verschiedenen militärischen Liebhabern vererbt hatte. Ebenso fand sich eine erschreckend große Lücke in unserem Weinsteller. Um die Gerechtigkeit abzurufen, will ich noch erzählen, daß mein Mann sie auf Diebstahl und Petrus verlagte, und daß ich jetzt nach einem Jahre aus ihrer Heimath folgenden Brief von ihr erhielt:

„Werthe Frau. Da nun bereits ein Jahr verlossen ist, daß ich nun von Ihnen bin, so denke ich, daß ich für meinen Verschmitt genug gekoht haben. Weite Frau hat ich doch ihren Wünschen gefolgt so würde ich jetzt in einem andern das heißt einen besseren Lage sein wie ich. So bin, ich habe mir sehr viel Last gemacht den ich habe schon einen kleinen Knaben der auch schon 1/2 Jahr alt ist nun das anshaffen vorbel und mir thäte ein Kleid und alte Schuhe jetzt sehr notwendig. Sehr gedrehte Herrschaft verzeihen Sie mir doch meine Fehler den ich hab Sie von Grund des Herzens bereut wir hatten hier die hl. Mission und da wurde bei jeder Predigt vom Diebstahl und Betrug gepredigt und daß bald mir den ich hatte meine Herrschaft belogen bestohlen und betrogen also drei doppelt mich gegen meine treue Herrschaft verständig. Doch die Neue kam zu spät kam Sie 1 Jahr früher so war daß besser für mich bitte Sie nun verzeihen Sie es mir doch auch den es ist jetzt nichts mehr zu ändern. Bitte gute Frau schicken Sie es mir den ich habe nichts mehr anzuziehen und es wird Winter. Unter fester Hochachtung grüßt Sie Ihre Magd Margarethe.“

Das ist das Ende vom Weide. Wahrscheinlich werde ich ihr etwas schicken.

„Ein Mädchen zum Allenbienen gesucht in einem kleinen feinen Haushalt.“ Auf diese Anzeige bin kamen an einen Morgen etwa zwanzig Personen angelauten. Schlechte Zeugnisse, viele Ansprüche und bergleichen machten mich unglücklich. Warum mir gerade Kofalie imponirte, verstehe ich heute nicht. Eine königliche Erscheinung in ele-



ganter Toilette stellte sich vor. Sie habe gerade nach dem Neuen Hause gehen wollen (einem bekannten Concer-Garten), wo sie täglich mit der Handarbeit zu thun pflege, und da ihr Weg sie hier vorbei führe, sei sie auf unsere Anmerkung hin herauf gekommen. Dieser habe sie als Köchin bei Gräfin K. gemeldet, da diese jedoch stets sechs Monate des Jahres verreise sei, so ziehe sie eine Stelle in einem kleinen feinen Haushalt zum Allein-dienen vor.

Warum ist sie denn noch nicht? Sa, wer das wüßte! Eine Aera der Verschwendung begann. Ich aber hatte der vierzigjährigen königlichen Erscheinung mit der hoch-eleganten Toilette und den derben Fäusten gegenüber keinen Mut. In die Küche durfte ich nicht kommen, und magte ich, Einpruch gegen alle große Ausgaben zu erheben, so hieß es: „Bei Gräfin K. haben wir es so gewohnt — aber natürlich, wenn man nicht in den Verhältnissen ist...“ Ein mitleidiges Aufgelächeln folgte.

„Ich bin nicht gewohnt, daß man mit etwas verschließt!“ Dabei oft sie zwei Mal so viel Braten, als mein Mann und ich zuhause; das übrig gebliebene Gemüße wurde weggeworfen. Als ich auf dringliche Ermahnungen meines Mannes zum ersten Male ein Herz faßte und ihr sagte, daß sie den Salat zu teuer, das Frischzeug zu trocken mache und den Reis nicht wenig hoch riech, rief sie empört: „Wo auf Vornehmheit wünschen Sie das Essen bereitet? Albrigens verheißt ich nicht, wie Sie mit heute vorkommen. Sie haben ja nur zu tabeln!“ Als ich ihr nach einem Monat zum folgenden Erfen kündigte, lachte sie höhnlich: „Das konnte ich mir denken: Ihnen ist der Lohn zu hoch. Sie haben mich mit Hinterlist hierher ge- lockt. Meine Borgängerin sagte mir schon: Hier werden Sie auch nicht lange bleiben. Sie kommen da von einer Gräfin in einen netten Dienst, zu einer Frau, die Romane schreibt.“

Legeter bemerkte sie in einem Tone, als ob ich Lumpen auf den Straßen sammelte oder Falschmünzerei triebe. Ich bemerkte ihr, daß ich ihr gernogleich den Lohn für den kommenden Monat anschaufen werde, wenn sie sich so sehr aus meinem Dienst fortziehe.

Wenn ich gehe, dann müssen Sie mir auch Kostgeld bezahlen. Ihn Sie dieses nicht, so werde ich Sie ver- lassen, und dann sollen Sie sich wundern, was Sie be- zahlen müssen! Schließlich ließ sie mich, in richtiger Würdigung ihrer Kostverhältnisse entgegen. Nach vier- wöchentlichem Waffelstillstand trat meine gute Maid Gsa ein, die ich, mirselbst durch Vermittlung einer Ver- mietlerin, nach Einsicht wirklich vorzüglicher Zeugnisse und nach selbst eingezogener, sehr befriedigend lautender Auskunft bei ihrer vorhergehenden Herrschaft gemietet hatte.

Diese kleine, ein gutes, aber hochmüthig verbißtes Ding, war von rührender Aufmerksamkeit gegen mich; sie suchte mir alle Wünsche von den Augen abzulesen, lernte vortheilhaft kochen, reinigte und ordnete mit dem Be- denken meine Zimmer, so daß ich sie nach zwei Monaten schon ungestört schlafen und wachen lassen konnte, wie sie nur wollte. Sie war treu und sparsam, hatte Verständnis für alles, aber von ungläublichem Hochmuth. Schickte ich sie in ein gegenüberliegendes Haus, für dreizehn Pfennige Esig zu kaufen, so ging sie auf ihre Kammer, stre- ckte sich, zog den Valetot an, feste das Hals-Barett auf's Deyr, dann wusch sie sorgfältig die Flasche in Zeitungspapier und ging die Treppe hinunter.

Als der Sturz uns ein liebes Töchterchen brachte, und ich am ersten warmen Sommertage vergnügt zu Tische saß: „Seute wollen wir die kleine ein Mal in die frische Luft bringen,“ entgegnete sie kurz: „So etwas schickt sich nicht.“

Ich hand da wie begossen! So etwas schickt sich nicht für ein Dienstmädchen! Daran hatte ich nicht gedacht. Meine Mutter, welche zu meiner und des Kindes Pflege hier war, sagte: „Wenn Sie das nicht übernehmen wollen, so müssen wir uns nach einem andern Mädchen umsehen.“ Sa wohl, in sechs Wochen. Wir haben ja monatliche Kündigung.“

Was fange ich denn während der nächsten sechs Wochen an? Das Kindchen kann doch nicht immer zu Hause bleiben.“

„Nun, wenn Sie ein zweites junges Mädchen nicht mieten wollen, so bleibt es ja Nachmittagsmädchen.“

Was wollte ich ihm? Ich mietete ein Nachmittags- mädchen, Minna, und hatte meinen täglichen Aerger darüber. War es Morgens früh und warm, so hatte ich Nie- manden zum Hinausbringen des Kindchens, und wenn es Nachmittags domerte und bligte und in Strömen goß, erschien Minna, die ich selbstverständlich wieder nach Hause schickte, da sie sich weder zu Handarbeiten noch zum Tragen des Kindes verstand. Eine Stunde, nachdem sie weg war, hatten wir wieder blauen Himmel und warmen Sonnen- schein, mein Kind aber mußte in der Stube bleiben. Ein ander Mal weinte die kleine den ganzen Vormittag. Nach- mittags schlief sie; dann mußte ich sie dem töstlichen Schlafe entreißen, um sie in die Luft zu schicken, weil Minna gerade jetzt da war. Allein durfte ich das Mäd- chen niemals mit dem Kinde gehen lassen; es schaute sich nach jedem männlichen Subjekte um, rannte im Scharen gegen Laternenpfeile und warf den Kinderwagen fast um. Wohl oder übel, ich mußte als Schutengel meines Kindes mitgehen.

Ich benedete dabei jede Arbeiterfrau, die ihren kleinen Lebling selber auf den Armen trug, oder ein Wäglein vor sich her schob. Warum ist es uns Frauen der sogenannten höheren Stände verwehrt, unsere Kinder selbst ins Freie zu tragen? Nun ja, verbieten kann mir das Keiner; aber ich müßte bei unsern kleinlich denkenden, ängstlich an die verschrobene Sitte sich klammernden Damen gänzlich auf den Umgang mit Frauen der „besseren“ Stände,

welche alsdann „selbstverständlich nicht mehr mit mir ver- kehren könnten“, verzichten. Das wäre freilich ein Verlust, der sich vielleicht mit Würde tragen ließe; doch auch das Ansehen meines Mannes würde geschädigt, und so muß ich mich der lächerlichen Tyrannin beugen.

Vom Lehrerslande vor 200 Jahren. *)

Das rege Interesse weiterer Kreise werden nachstehende Mittheilungen finden, welche wir nach der im Jahre 1668 veröffentlichten Schulordnung zusammenstellen, die August, der 48. und letzte Erzbischof und Administrator des Erz- stiftes Magdeburg, für letzteres erließ. August, 1614 ge- boren, gestorben 1680, wurde schon im 12. Lebensjahre vom Domkapitel in Magdeburg zum Koadjutor des da- maligen Administrators, 3 Jahre später zum Erzbischof gewählt. Er hatte seine Residenz in Weisenfels, dessen schönes Schloß ihm keine Entfaltung verbot. Er zeich- nete sich rühmlich aus durch Wiedererbauen der im 30. jähr. Kriege verwüsteten Dörfer, Städte, Kirchen und Schlöffer, sowie durch Errichtung vieler Schulen und sorgfältige Überwachung derselben. Kapitel 3 und 4 seiner Schul- ordnung handeln von den Lehrern und deren Pflichten. Die Lehrer sollen geleist, friebelnd, arbeitsam sein, die Jugend mit unbrodnen Fleiße unterrichten und darnach keinen Mangel verschämen lassen. Auf solche „subjecta“ und deren gehörende „Salatrung“ soll man jedesmal bedacht sein. Ein Präceptor soll wohl bedenken, daß sein Stand ein von Gott selbst angeordnet ist. Er soll bei Übernahme seines Amtes an Eides Statt ge- loben, bei der einmal erantanten wahren Religion zu bleiben, sich vor Irigen, verführerischen Lehren und sonderlich „auspölnstlichen“ Ansichten hüten; er soll die anbesohlene Schule und die darin befindlichen Schüler mit Fleiß und Sanftmuth, nach Befinden mit gehörendem Ernste zu regieren, daß sie in der Furcht Gottes wachsen und ge- schickt werden, bereinigt Gott und dem Vaterlande zu Ehren und zum Besten zu dienen.

Insonderheit müssen sie der Jugend mit gutem Bei- spiele, nützlichem Leben und sitzamen Wandel voran- leuchten und sie vor jedem Verrug hüten. Die Schüler müssen von ihnen zu fleißigen Kirchenbesuche ange- halten werden, sowohl Vormittags wie Nachmittags zu den Sonn- und Festtagspredigten sich rechtzeitig einstellen, in der Kirche singen und beten helfen, sie müssen aus der Predigt das „Fühnehmste“ fassen, dabei züchtig sein, das „Schwache“ einstellen und sich einer Gott wohlge- fälligen Andacht befleißigen.

Die Präceptoren haben an den vorgeschriebenen Sectionen nichts zu ändern und die Grammatik, als das für die Sprachen nöthigste Stück, mit ihren Schülern fleißig zu treiben. Damit den Knaben die lateinische Sprache desto geläufiger werde, sollen die Lehrer mit ihnen lateinisch reden und sie anhalten, daß sie auch unter- einander sich dieser Sprache bedienen.

Mit vielen Auswendigkeiten sollen sie die Schüler nicht beschweren, sondern sie nur das Nöthigste für jeden Tag jedoch etwas memorieren lassen, vorher dasselbe aber ihnen zum klaren Verständnis bringen.

Mit den Schülern sollen sie behörend umgehen, die- selben zum fleißigen Arbeiten öfters ermahnen und ihnen klar machen, daß die edle Zeit zu „verspölnern“ Gott unfällig ist, daß die einmal verlorene Zeit nicht wieder gefunden werden kann, wie ernst man sich auch darum bemühen wolle. Schüler, die sich unfeilig und böse erweisen, sollen sie mit keinem „göttlichen Zorn und Unbehagen“ anlassen, sondern sie mit glimpflichen Worten behandeln. Wenn dies nichts hilft, mögen sie wider solche böse Knaben die Nutze gebrauchen, sich aber aller ungebührlichen Schläge und Strafe außer mit der Rutte enthalten. „Seine fähige Ingenia“ sind mit aller Sanftmuth zu regieren. Im Nothfall muß den Eltern angezeigt werden, daß sie ihren saulen Sohn lieber ein eheliches Handwerk lernen lassen möchten. Keineswegs aber darf man damit vorzeitig sein, „zumahl sich öfters begiebt und zuträgt, daß solche, die sich zu Anfangs gar schüchtern und unfeilig anstellen, endlich die besten und geschicktesten werden, dahero das Alter, Sitten und capacität der Jugend wohl und mit guter Föhrlich- keit zu considerieren und zu beobachten seyn wil.“

Während der Unterrichtsstunde darf nicht gezüchtigt werden, um die Anderen beim Lernen nicht zu stören. Nach- erster Verwarnung in der Section selbst ist die Züchtig- ung nach Schluß der Schule vorzunehmen. Alles un- besonnenes und nichts wirkendes Fohrdens, alles Scheltens, „so aus privat-afekten und Haß gegen die Eltern zu ge- heuchelt pfleget“, wie auch des Fluchens und Uebelwün- schens haben sich die Präceptores gänzlich zu enthalten, vielmehr dafür zu sorgen, daß „den Schülern und Knaben mehr eine kindliche Furcht eingeplantet, als durch ange- deutete sehr scharfes disciplinieren, ein fersüßliches Zittern eingejaget, und die garten ingenia gleichsam in der ersten Blüthe abgeschredet und verdorren werden.“

Ohne Urlaub von der Obrigkeit des Dries sollen die Lehrer nicht verreisen, ihre Schularbeit müssen sie in der Zwischenzeit durch andere treulich verrichten lassen. In den Städten dürfen sie sich, weil ihr Amt gerade verant- wortlich und groß genug ist, keiner Nebenarbeit hin- geben, so sollen keine Anzwei machen, nicht „practicoiren, noch ab-copiren“, dieses vielmehr denen überlassen, welche nur solche Profession treiben.

Sie sollen sich nicht miteinander zanken, sondern in gut collegialischer Freundlichkeit leben, keiner soll dem andern mißgönnen, wenn ihm Gott mehr zuwendet. Die „Schul-Inspectores“ haben etwaige Streitigkeiten

*) Nachdruck verboten.

unter den Lehrern zu schlichten und den Erreger des Streites, unter Androhung des Stellenverlustes für den Wiederholungsfall, mit allem Ernst zu ermahnen.

Will ein Lehrer seine Stelle verlassen, so hat er ein Vierteljahr vorher zu kündigen, damit Zeit bleibt „ein ander taugliches subjectum“ zu finden.

Dem Lehrer ist freie Wohnung und freie Zeitung zu gewähren. Der Sold soll vierteljährlich bezahlt werden und ein so hoher sein, daß der Lehrer bezogen werde, sein Amt desto freudiger und unbedrohter zu verrichten. Jede Obrigkeit hat streng darauf zu achten, daß der Lehrerstand in keiner Weise beeinträchtigt befehndet werde.

Wenn nur heute in unseren Schulen alles so wäre, wie es vor 231 Jahren geordert wurde! So wird mancher Väter obiger getreuen Mittheilungen denken.

P. Sternik.

Humoristisches.

— Alte Bekannte. Erster Sonntagsgänger: „Du, wer war der alte Bauer, der Dich eben so fremdlich grüßte?“ Zweiter: „O — ein guter Bekannter — den hab ich im vorigen Jahre dreimal angehoßt.“

— Entschleunigung. Ein Gläubiger des Herrn Dientenants will sich sein Geld holen. Auf der Treppe begegnet ihm ein paar Frauen, Rechnungen in der Hand. Den angefragt, fragte er den Diener: „Ist der Herr Dientenant zu sprechen?“ Diener: „Bedauere sehr, der Herr Dientenant kam Sie heute un- möglich empfangen.“ — Gläubiger: „Und warum nicht?“ — Diener: „Seute haben wir intern — Damant!“

— Ein Paratist. Richter: Wo sind Sie geboren? — An- geogter: Na, wenn Sie mich doch verurtheilen, kann es ih- nen doch ganz egal sein, ob ich aus Schweden oder Neut- muth bin.

— Ruhigend. Herr (zum neuen Bedienten): „Deinen Vorgänger hab' ich zum Teufel gejagt, weil der Schlingel nie geborad hat.“ — Herr Baron, da können Sie bei mir ganz ruhig sein, ich horde!“

— Eine ältere Dame mit ungeliebenderm Namen wünscht den Herrn Baron zu sprechen. Diener: „Der gnädige Herr kann Sie leider nicht empfangen; der Arzt hat ihm das Sprechen unteriang.“ — Die Dame: „Das macht in diesem Falle nichts. Neben werde ich!“

— Aus der Gesellschaft. Sollte es wirklich wohl sein, daß die Bekannten zur Zeit dieses Hierens mit Verbeserungen überhäuft worden sind. — Das erhebt mich ungläubig: Welche anhängige Dame siege sich wohl mit Wüstlingen ein?

— Aus dem Tagebuch einer alten Jungfer. „Zeit ist endlich spärlich nachgewesen, daß in Deutschland das welt- liche Geschlecht das münchliche an Zahl bei weitem überwiegt. Dinausstellungen wäre noch mehrerlei, daß die Männer über- haupt schon ausgezogen zu sein schienen. Ich wenigstens habe bis jetzt noch keinen finden können.“

— Selbstverath. Sie: „Liebt Du mich noch, wie am Tage unserer Hochzeit?“ Er: „Gewiß, mein Kind!“ — Sie: „Das noch keine Antwort. Ich möchte wissen, wie sehr Du mich liebt!“ — Er: „Ich liebe Dich eben so sehr, wie Du mich liebt!“ — Sie (ihn von sich stoßend): „Geh' weg, Du abscheu- licher Mensch!“

— Scharfster Beweis. „Sag' mal, Fräulein, meinst Du et doch wirklich ehrlich mit mir?“ fragte Gulle ihren Grem- den erst für die zwei Glas. Aber bewies sich für ein Mannchen! Was ist nicht eben eck!“

— Witze. „Bester Herr, wären Sie wohl so gülig, mir ein Bild von meinem verstorbenen Vorne anszurufen?“ — „Sehr gerne. Vielleicht besitzen Sie ein Bild, welches seine Züge darwarte.“ — „Das nicht, aber einen alten Stechris, worin kein Signalement ganz genau angegeben ist.“

— Der Götter der Föhrung. Sonntagsgänger: „Seu' bin ich einem Danten eine halbe Stunde nachgelauten!“ — Frau: „Na, das ist gewiß ne Heftn gewesen!“

— Kindermund. Der sechsjährige Paul ist schon ein recht tüchtiger kleiner Bursche, ler kann sogar für „Mutter“ schon „einholen“, und man darf sicher sein, er wird nicht vergrit, was er bringen soll, da er mit einem Ernst, der seiner großen Aus- gabe vollumfänglich ist, auf dem Wege zum Kaufmann mit der fordernden Angelegenheiten unabläßig vor sich hinarumzelt, um sie seinen Gedächtnis zu nicht entfallen zu lassen. Eines Tages läßt ihn die Mutter beide Hände aufhalten, legt in jedes derselben ein Fünftelpfennigstück und preßt ihm dabei ein „Nicht weinen, weine nicht“, auf dem Wege zum Kaufmann mit der fordernden Angelegenheiten unabläßig vor sich hinarumzelt, um sie seinen Gedächtnis zu nicht entfallen zu lassen. Eines Tages läßt ihn die Mutter beide Hände aufhalten, legt in jedes derselben ein Fünftelpfennigstück und preßt ihm dabei ein „Nicht weinen, weine nicht“, auf dem Wege zum Kaufmann mit der fordernden Angelegenheiten unabläßig vor sich hinarumzelt, um sie seinen Gedächtnis zu nicht entfallen zu lassen. Eines Tages läßt ihn die Mutter beide Hände aufhalten, legt in jedes derselben ein Fünftelpfennigstück und preßt ihm dabei ein „Nicht weinen, weine nicht“, auf dem Wege zum Kaufmann mit der fordernden Angelegenheiten unabläßig vor sich hinarumzelt, um sie seinen Gedächtnis zu nicht entfallen zu lassen.

— Verheiratet. „Sie verzeihern Sie zu Deiner Verlobung! Wie bist Du eigentlich zu Deiner Braut gekommen? Ich meine, Du wollest ledig bleiben.“

— So, gewiß! Aber neulich auf einem Walle treffe ich ein junges, hübsches Mädchen, wir kommen in's Gespräch, und denke Dir, sie geliebt mit, daß sie auch ledig bleiben wil. Eine schöne Schwärmerin kann's doch gar nicht geben, da haben wir uns verlobt.“

— Meinwaschung. Frau: Schon die ganze Woche be- merke ich auf Ihrer linken Wange einen Knäuel. Wir schneit. Sie haben seit 6 Tagen Ihr Gesicht nicht gewaschen. Mädchen: Witte sehr, erst seit drei Tagen nicht.

— Schule und Beiden. Mama (zu ihrem aus der Schule heimkehrenden Töchterchen): „Nun Mädchen, was hast Du denn heute auf?“ — „Meinen neuen Hut, Mama!“

Gedankensplitter.

Mancher, dem das Vatermör- dertlich oft vom Mund entfällt, will doch nicht, daß Gottes Will- e Sonbern seine nur geschickt.

Sammle deine ganze Kraft, Wenn es großes gilt zu wagen! Doch mit Häuten sollst du nicht Radeln in ein Kissen schlagen.

Nur' keine hohe Mauer um dein Haus, Dich von des nächsten Feindthum zu entbinden, Denn bricht einmal ein Feuer bei dir aus, So kann der Welter keinen Eingang finden.

Verantwortlicher Redacteur S. Koeler.